

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Im Hause des Witwers [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbst

Wäre man doch erst oben und sänge sein Lied in den Wind!
 Ich glaube, ich werde es nimmermehr erleben — — —
 Wo doch schon die Tage gekommen sind,
 Da die gelben Blätter vom Baume schweben.
 Ich fühle, wie der Winter hoch oben in den Lüften zieht.
 Seine Kälte ahnend, schlägt gepreßter mein Herz.
 Ich singe mein einsames Lied. —
 Nimmermehr kehre ich heimatwärts.
 Schwer ist's zu sterben, da die Hand noch zuckend greift
 Nach jedem Leuchten, das vorüberzieht.
 Tausend Schmerzen sind mir gereift.
 Doch jetzt muß ich stille sein.
 Meine Sehnsucht flieht
 In die Berge und läßt mich einsam im Tal.
 Daß ich in Gletschersonne einst ging,
 War das einmal?

Adolf Attenhofer, Chur.

Im Hause des Witwers.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

9.

Gritlis Brautzeit ging schnell vorbei. Sturmisch schnell, dachte der Witwer. Dann kam eines Sommers wieder ein Festtag, da er seine Jüngste zur Kirche fuhr, da er im festlichen Saal an der Hochzeitstafel auch diesem Kinde in einer kleinen Rede seinen Glückwunsch mit auf den Weg gab.

Und es kam eine Heimkehr in sein stilles, leeres Haus.

Der Witwer strich sich gedankenverloren über den Kragenaufschlag seines Festrocks. Dieser war von Gritlis Abschiedstränen feucht gewesen. Und er dachte an den fragenden Blick, mit dem sie ihn noch begrüßt hatte, ehe ihr Wagen sie davongetragen. Mühe und Angst hatten darin gelegen. Er fühlte, wie sie sich um ihn quälte und um ihr Teil an seinem Schicksal. Und seine Gedanken

gingen einen andern Weg. Er trat unwillkürlich ans Fenster. Drüben am Blumenberge, den sein Blick erreichen konnte, wohnte — sie. Er sah sie nie. Er hörte selten von ihr. Ihr Hausherr hatte ihm erzählt, wie beliebt Julia an ihrem neuen Wirkungsort sei. „Wackere Menschen,“ hatte er dazu gemurmelt, „wackere Menschen, diese zwei Frauen.“

In diesem Augenblick tönte hinter dem Sinnenden eine scharfe, leisende Stimme: „Heute müssen wir halt allein miteinander auskommen, Herr!“

„Freilich, Anna,“ antwortete er, sich umwendend mit gütigem Ernst.

Das Hausfaktotum, mit dem er bisher selbst wenig in Berührung gekommen, hätte nun Gelegenheit gehabt, ihm etwa ein warmes Wort des Bedauerns über seine Vereinsamung oder doch der Ergebenheit zu sagen. Statt dessen meinte sie: „Es gibt Rotrüben zum Nachtessen. Sie lieben sie zwar nicht; aber es war kein anderes Gemüse am Markt.“

Er horchte auf. Nicht die Worte, mehr ihr Ton, ihre Alltäglichkeit und rücksichtslose Nüchternheit stachen ihn wie mit Dornen. Seine Zukunft gaffte ihn daraus an — frech und öde.

In das bleiche, ausgemergelte Gesicht und die spitze Stimme seiner Haushälterin, in ihr genaues, ein wenig zänkisches Wesen mußte er sich dann einlernen wie in die Leere seiner Stuben. Sein Haus war wohlbesorgt. Kein Staub lag auf seinen Möbeln, kein Knopf fehlte an seinen Kleidern, keine Flecken blieben ungereinigt. Aber die Fenster wurden auch beim rauhesten Winde just so lange geöffnet, als Dame Anna es für die Lüftung nötig hielt, und sie fragte nicht, ob es seinem Befinden wohlbekomme. Trat er an einem Fegetage auf einen neusauberer Boden, so leiste sein Hausdrache, in dem Hause sei alle Mühe umsonst. Und mit Klagen über die Nachlässigkeit ihrer Hilfsmägde, über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und die Unredlichkeit der Hauslieferanten im besondern lag sie ihm täglich in den Ohren. Nach seinem persönlichen Wohle dagegen vergaß sie zu fragen, und zu einem freundlichen Worte, einer Aufmerksamkeit, wie Frauenhände sie zu bieten vermögen, hatte sie kein Ge-

schick. Darüber verlor er ein wenig die Liebe und Freude für seine Wohnräume. Es war nicht mehr so recht behaglich und gemütlich dort. Er blieb länger bei seiner Arbeit, länger in seinem Kontor. Er begab sich häufiger in einen Club alternder Herren, wo politisiert, Karten und Billard gespielt und Zeitungen gelesen wurden. Ein paar gute Bekannte waren da. Sie liebten seine, er ihre Gesellschaft. Nur das Gemüt kam ein bißchen zu kurz dabei. Man war in einem fremden Lokal, man sprach von Dingen, die außer einem lagen; nur vom Ureigensten gab man einander nichts, konnte man einander nichts geben.

Seine Kinder freilich vergaßen ihn nicht. Karl, der Sohn, zwar war und blieb fort; doch schrieb er regelmäßig. Ellen war ein fleißiger Gast im Hause und bat auch ihn noch immer häufig zu sich. Sie hatte indessen zwei Knaben, die sie stark in Anspruch nahmen. Und irgendwie lag zwischen ihr und ihm etwas, was sie nicht ganz überwand, vielleicht eine kaum sich selbst gestandene Verstimmung seinerseits, eine leichte Besangenheit ihrerseits, beide aus jenen Tagen stammend, da sie sich in ihren Ansichten nicht hatten finden können.

Sie alle hatten nicht mehr wie früher einen gemeinsamen Weg. Neue Straßen taten sich den Jungen auf. Selbst seiner Jüngsten. Er besuchte sie häufig. Aber die junge Doktorsfrau half ihrem Gatten bei seiner Tätigkeit, seine Kranken nahmen sie manche Stunde des Tages in Beschlag. Er teilte ihre Frische, ihre Treuherzigkeit, die Liebe, an der er sich gewärmt, mit Fremden. Bald würden auch noch andere Anwärter auf diese Güter kommen; denn auch Gritli ging ihrer Mutterchaft entgegen.

Zeit verging. Zeit verrauschte.

Der Witwer war nicht unglücklich. Er hatte nur eine leere Stelle im Haus und im Herzen.

Es kam ein harter Winter. Vögel fielen tot von den Bäumen, so kalt war es. Schnee konnte nicht fallen, der eisgraue Himmel tat sich nicht auf. Auf den Straßen lag ein feiner, trockener Staub, der sich einem auf die Brust setzte. Wo einer Wasser ausgoß, da entstand Eis.

Eines Nachts auf dem Nachhauseweg

von seinem Klub glitt Schwyzer auf einer vereisten Straßenseite aus und tat einen schweren Fall. Man brachte ihn in seine Wohnung. Er hatte einen Beinbruch und eine Hüftverletzung erlitten. Viele Wochen lag er zu Bett. Dann genas er so weit, daß er sich mit Hilfe von Krücken vom Lager an seinen Wohnstubenfensterplatz begeben konnte. Von da aus leitete er nun sein Geschäft. Da stand jeden Morgen sein alter Prokurist bei ihm, erstattete ihm Bericht und holte sich Weisung. Manchmal hieß er ihn sich zu ihm setzen, und sie kamen von der Gegenwart ab auf frühere Zeiten, wohl auch auf die Zukunft. Müller hatte zitterige Hände und wackelte ein wenig mit dem weißen Kopf. Einmal sagte er, er müsse nun bald daran denken, sich in den Ruhestand zu begeben.

„Was soll dann werden?“ fragte der Witwer.

Sein Helfer wußte nicht recht Rat. „Schade, daß Herr Karl sich einen andern Beruf erwählt hat,“ sagte er.

„Es treibt die Jugend in die Fremde,“ antwortete der Bankier. Sein Blick verschleierte sich und ging weit fort, als ob es auch ihn in eine Ferne trieb.

Wie alt er geworden ist, dachte der Weißkopf von ihm, und wie müde.

„So müssen wohl bald andere Hände unsere Arbeit tun,“ fuhr der Witwer fort.

Dann berieten sie die Vereinigung des Bankhauses mit einer befreundeten Firma.

Nach einer Weile entfernte sich der Prokurist. Der Bankier blieb an seinem Fenster und sah hinaus.

Über den gepflasterten Platz unten mit dem großen, vielröhigen Brunnen ging das Getriebe der Fußgänger. Wagen rasselten. Jetzt und jetzt ratterte und läutete die Straßenbahn. Zuweilen erblickte der Einsame einen Bekannten; aber es kümmerte ihn nicht. Das Leben draußen war ihm nichts mehr. Er nahm eine Zeitung oder ein Buch auf und las. Er hörte das Ticken der Uhr an der Wand. Es war still, still, still.

Auf dem Blumenberge drüben lag ein wenig Sonne. Ob die Fahrs noch dort wohnten?

Pötzlich schreckte ein Klirren den Sin-

nenden auf. Dann folgte ein langes, nicht enden wollendes Aufbegehren einer schrillen Stimme. Die Magd hatte etwas zerschlagen, und Anna, die Haushälterin, zankte sie dafür. Und als sie damit zu Ende war, riß sie eine Tür auf und schmetterte sie wieder zu. Der Herr mußte doch spüren, wie viel Zorn sie sich seinetwegen mache.

Ellen hatte oft nach dem Vater gesehen. Eines Tages besuchte auch Gritli ihn wieder. Und was jener nicht geschehen, geschah dieser. Sie bekam große, erschreckte Augen. Des Vaters Umgebung war von der Morderlust der Verlassenheit erfüllt.

„Bist du nicht zu viel allein, Vater?“ fragte sie mit zitternder Stimme. Der Perpendikel, der an der Wand drüben hin und her huschte, schien ihr etwas Geistesistisches zu haben. Er war das einzige Lebendige im Zimmer, war es wohl stundenlang schon gewesen.

„Mein alter Prokurist kommt noch jeden Werktagmorgen,“ antwortete der Witwer. „Bis Neujahr,“ fügte er hinzu. Er zog die Decke höher, die ihm auf den Knie lag.

„Manchmal spricht auch einer der Klubfreunde vor,“ tröstete er zuletzt, als er Gritlis Bestürzung gewahrte.

Da übermannte es die Tochter auf einmal, daß sie sich neben dem Vater niederwarf und weinend den Kopf auf seine Knie drückte.

In diesem Augenblick kam Ellen herein und frug erstaunt, was sich begeben habe.

Gritli sah auf. „Es ist schlecht von uns gewesen, Schwester, schlecht,“ sagte sie. Sie zitterte vor Erregung am ganzen Leibe.

Ellen verstand. Sie schaute hilflos vom einen zum andern.

„Jetzt hätte er jemanden, dem er gut wäre, und der für ihn sorgte,“ fuhr Gritli fort.

Der Witwer richtete sich auf. „Das sagt man nun so und denkt man nun so,“ sprach er nachdenklich, „aber niemand weiß, wie alles gekommen wäre. Vielleicht hätten wir uns alle dareingefunden ... wäre es das Glück gewesen. Vielleicht aber hätte sich aus den Hindernissen in

uns die große Scheidewand aufgebaut, die uns alle von jenem getrennt hätte.“

„Wir hätten nicht Schicksal spielen sollen,“ flagte sich Gritli an.

„Habt ihr das getan?“ fragte der Vater dagegen. „Wir halten uns alle für wichtiger, als wir sind. Wir lernen, handeln, hoffen. Wir suchen die Verhältnisse zu gestalten; aber sie spielen mit uns. Wir verändern uns nicht; sie aber wechseln so stet, daß wir täglich verwirrt nach unserem Wege suchen müssen.“

Ellen wußte noch immer nicht, was sie sagen sollte. Der Hausbackenheit ihrer Junghausstandsinteressen gingen die Gedankenwege der andern beiden zu tief. Sie war sich keiner Schuld bewußt; aber etwas Unbestimmtes bedrängte auch sie. Aus dieser Empfindung heraus schlug sie vor: „Wir müssen häufiger beisammen sein. Hans muß regelmäßig zum Kartenspiel zu dir kommen, Vater. Auch mußt du uns wirklich öfter besuchen, wenn du erst wieder gehen kannst.“

Der Witwer lächelte. „Gewiß! Gewiß! Es wird alles sehr hübsch werden.“

Vielleicht sah Gritli den ungewollt wehmutsvollen Ausdruck, der einen Augenblick lang an seinem Mund erschien. Vielleicht aber entging er selbst ihr.

Die Unterhaltung nahm dann eine Wendung. Die beiden Töchter sprachen von ihren Männern, von ihren Häuslichkeit. Sie erzählten dem Vater von ihren Freuden und Sorgen. Ihre Stimmen klangen so weich und liebevoll, wie es ihren Gefühlen angemessen war.

Nach einer Weile meinte Ellen, daß sie heim müsse.

„Ich begleite dich,“ sagte Gritli, und zum Vater sich wendend, bat sie: „Du gestattest doch, daß ich eine Besorgung mache? Ich werde sehr bald zurück sein.“

„Geh nur,“ nickte er. Seine Augen ruhten warm auf ihr. Er spürte wieder ihre Liebe.

„Wohin willst du denn?“ fragte Ellen die Schwester, als sie zum Ausgehen fertig die Treppe hinunter stiegen.

„Zu ... den Fahrs,“ antwortete die andere mit einer plötzlichen Entschlossenheit und Festigkeit.

„... Den Fahrs?“ fragte Ellen stotternd und makellos erstaunt.

„Ich weiß nicht, was ich erreichen will,“ entgegnete die Schwester. „Ich ... meine nur, daß von diesem Gang uns Hilfe kommen könnte.“

Nun wehte ihr Schrecken auch Ellen an. Sie verstand sie noch nicht. Sie wollte sich auch wehren; allein sie fand keine Worte. Nur am Fuße des Blumenberges, als sie sich trennten, widerstrebt sie noch: „Muß das wirklich sein?“

„Es muß,“ antwortete Gritli.

Sie gaben sich die Hände.

Gritli Schwärzer ging ihren Fußweg.

10.

Frau Fahr saß breit und behäbig in ihrem Stuhl; aber es war die gewohnte Würde an ihr, während sie Gritli fragte, was ihr die Ehre ihres Besuches verschaffe.

Julia war ein wenig bleich; ihr Gesicht hatte viel von seiner Jugendlichkeit verloren und trug die Spuren einer leisen Müdigkeit, wie eintönige Arbeit und Spärlichkeit der Zukunftshoffnungen sie einferben. Sie setzte sich nicht zu den beiden anderen, sondern machte sich, sachte hin und her gehend und wie von Unruhe getrieben, im Zimmer zu schaffen.

„Es wird mir nicht leicht, zu erklären, weshalb ich komme,“ begann Gritli. „Ich hätte vielleicht früher kommen sollen. Mein Vater hätte es wohl gewünscht.“

Frau Fahrs Spannung war geweckt. Julias Hand, die Blumen in einer Vase ordnete, zitterte.

„Mein Vater ... ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einen Unfall erlitten hat ... von dem er sich vielleicht nie-mals mehr ganz erholen wird... Er ist sehr einsam.“

Frau Fahrs Erstaunen wuchs. Wie merkwürdig das alles war!

„Es tut mir sehr leid,“ sagte sie. „Wir verehren Ihren Herrn Vater sehr.“

„Ich komme, Sie zu bitten, daß Sie sich seiner etwas annehmen möchten.“

„Ich?“

„Sie beide.“

„Wir?“

„Sie sind die Menschen, die ihm in

seinen letzten Jahren am meisten bedeutet haben.“

Frau Fahr warf einen Blick zu Julia hinüber. Sie wünschte, daß diese die Unterhaltung nicht gehört hätte. Sie beide hatten still dahingelebt. Julia war morgens weggegangen, mittags zur Mahlzeit und abends zum Feierabend wiedergekehrt. Sie hatte nicht geklagt, zeigte sich zufrieden mit ihrer Arbeit und der Gesellschaft der Mutter; aber es war keine rechte Freude, keine rechte Jugend mehr in ihr, als sei ihr etwas in die Brüche gegangen, was sie nicht verwinden konnte. Indessen fuhr die Mutter zurückhaltend, wie ein wenig überdrüssig weiter: „Das Gerede, das einmal entstanden war, hat Sie wie uns bemüht. Lassen Sie das alles vorüber sein.“

„Die Dinge liegen jetzt anders,“ verteidigte sich Gritli. „Wir Kinder wußten den Weg nicht. Jetzt ... wenn wir Sie zurückholen ...“

Frau Fahr's Augen wurden feucht. Sie fühlte sich hingezogen zu der jungen Frau, die vor ihr saß. Sie spürte, daß nicht böser Wille, Hochmut oder kleinliche Eifersucht ihr und Julia vordem den Eintritt in das Schwyzerische Haus verwehrt hatten, daß vielmehr nur das alte Schicksal wieder gewaltet, daß Menschen, die auf verschiedenen Wegen das Richtige suchten, einander Leid bereitet hatten.

„Mein Vater weiß nicht von meinem Heherkommen,“ erklärte Gritli weiter. „Aber ich möchte ihm etwas wieder bringen, was er, wie ich fühle, schwer entbehrt.“ Sie ängstigte sich plötzlich, daß sie ihren Zweck nicht erreichen werde, und sie sprach eindringlicher und aus innerster Bewegtheit.

Frau Fahr ahnte den tiefen Schrecken, der sie hergetrieben. Noch uneschlüssig und halb zu Julia gewendet, antwortete sie: „Ich weiß nicht ... vielleicht ... wir könnten ja wohl einmal nach Ihrem Herrn Vater sehen.“

Julia trat näher. Die Augen standen ihr dunkel und tief in dem farblosen Gesicht. Sie sah die Mutter ratlos an.

„Kommen Sie! Ich bitte Sie,“ bat Gritli. Sie streckte ihre Hand aus. Und sie tat es nicht mehr nur um des Vaters willen. Zum erstenmal dem Mädchen ihr

gegenüber wirklich näher gebracht, empfand sie selbst etwas vom innern Wert der andern.

Julia ergriff die gebotene Hand. „Ge-wiß,“ antwortete sie wie mit jähem Entschluß. „Ich werde kommen.“

„Wann ... sollte es sein?“ fragte noch immer zögernd Frau Fahr.

„Je früher, desto besser.“

„Sie werden dort sein?“

„Ich will Ihnen zeigen, daß wir uns freuen werden.“

Gritli stand auf. Noch besprachen sie die Stunde des Besuchs. Sie fühlten sich noch etwas fremd. Aber ihre Blicke tauchten warm ineinander.

Das Unerwartete kam zustande. Frau Fahr und ihre Tochter erschienen bei dem Witwer. Gritli hatte ihm nichts gesagt. Aber sie selbst öffnete die Tür für die zwei Gäste.

Es war ein kalthäflicher Tag, der die Augen zu keinem Leuchten aufbrachte. Wind fegte durch die Gassen, jetzt einen Regenschauer marktüber peitschend, jetzt stöbernden Schnee gegen die Fenster werfend. Der Witwer fröstelte, trotzdem geheizt war. Gritli wollte morgen zu ihrem Mann in die Berge zurückfahren, und er dachte an die kommenden Tage des noch langen, grauen Winters, an den alten Müller, der nun nächstens in den Ruhestand treten sollte, an die Leere und Langsamkeit der Tage und des Lebens. Da ging die Wohnungsglocke. Er hörte Gritlis Stimme, wie sie Besuch empfing, Besuch in seinem stillen, immer stiller werdenden Hause. Unwillkürlich erregte es ihn. Wer möchte das sein?

Dann führte seine Jüngste die zwei Frauen herein.

„Du bekommst Gäste, Vater, Gäste, die wissen möchten, wie es dir geht.“

Er richtete sich auf. Mit Hilfe seines Stockes zwang er sich auf die Füße, so daß er schlank und noch immer stattlich stand. Nur Wangen und Stirne trugen die Zeichen seiner Krankheit.

Wie gealtert er ist, dachte Julia. Das erste, was sie sah, war sein weißes Haar.

Aber Karl Otto Schwyzer blickte seine Jüngste an, halb noch zweifelnd, halb in tiefer Bewegung. Hatte sie ihm das bereitet?

Gritli lächelte. Dann rückte sie den Frauen Stühle zurecht.

Man sagte sich.

„Sie sind seit längerer Zeit frant, höre ich,“ führte Frau Fahr sich ein.

Der Witwer schob eine schmale Hand über die Lehne des Krankenstuhls. „Es ist zur unrechten Zeit gekommen,“ sagte er wehmüdig, „zu früh, um eine ernsthafte Gefahr zu bedeuten, und zu spät — um noch überwunden zu werden.“

Dann wandte er sich zu Julia, die dicht neben ihm saß. Es war ihm, als müßte er hundert Fragen zugleich an sie richten. Sein Herz schlug dabei ganz jung und ungestüm und doch mit einer Schmerzlichkeit, die fast körperlich war. Er fragte nach ihrem Ergehen, ihrer neuen Stellung. Er wunderte sich, daß sie noch immer — bei ihrer Mutter war. Aber nach dem Warum erkundigte er sich nicht.

Auch Julia war erregt. Über manches schien ihr heute so anders als einst. Sie hatte sich in ihren neuen Alltag gefunden, um eine Hoffnung ärmer, die kaum eine gewesen war. Sie hatte an ihn gedacht, ihn und seine Güte entbehrt, weil beide eine Zeitlang in ihrem Leben einen Höhepunkt geschaffen. Aber wenn je ein Gedanke daran in ihr gewesen war, daß sie beide sich näher treten könnten, so schwieg der jetzt. Es schien so spät, Schweizer so still geworden. Alles, was sie in diesem Augenblick wünschte, war, ihm etwas zu lieben tun zu können.

Die Unterhaltung wurde allgemein und lebhaft. Man sprach vom Uebergang des Schweizerischen Geschäftes an seine Nachfolger, sprach von Gritlis jungem Ehestand. Die Fahrs erzählten aus ihrem Leben.

Der Witwer hörte jetzt zu, freute sich, daß er über manches schon Bescheid wußte und spürte, daß sich Fäden zwischen seiner Jüngsten und den Gästen anspannen. Es machte ihn fröhlicher denn seit langem.

Auf einmal traf Ellen ein. Die jüngere Schwester hatte sie verständigt, wen sie antreffen werde. Und sie kam mit allem Vorurteil und doch von heimlicher Unruhe getrieben. Sie überwand ihre Hörmöglichkeit noch nicht; aber sie gab sich Mühe, in der kleinen Gesellschaft nicht zu

stören, und war insbesondere um den Vater eifrig bemüht.

Die Stimmung blieb eine freundliche. Einmal platzte die Haushälterin Anna herein und beantwortete Schweizers Ersuchen, den Tee zu bereiten, mit der brummigen Bemerkung, es werde ziemlich lange dauern; denn der Herd wolle heute nicht brennen. Frau Fahrs und Gritlis Blicke trafen sich. Sie hatten beide den gleichen Gedanken, daß das Walten einer gütigeren Hand dem Hause wohl not täte.

Der Tee kam indessen ohne allzu große Verspätung herein. Gritli sprach von ihrer Wiederabreise und wie sehr die Schwester durch ihren Haushalt in Anspruch genommen sei. Die Fahrs fühlten, wie Schranken fielen. Sie wurden fast wider Willen zu der Versicherung geleitet, daß sie gerne zuweilen nach dem Leidenden sehen würden.

Der Witwer dankte. Es war ihm, als träumte er. Es ging wie eine leise, späte Sonne durch seine Räume.

Die Fahrs brachen bald auf. Karl Otto Schweizer blieb mit seinen Töchtern allein.

Sie sprachen nicht eigentlich von dem, was geschehen war. Nur Gritli sagte einmal: „Man soll die Menschen nie durch die Brille des Uebelwollens ansehen.“ Aber auch in Worten, die in keiner Beziehung zu dem Ereignis standen, lag ihre Liebe zum Vater schlackenloser denn vorher. „Ich schreibe dir bald. Auch komme ich bald wieder,“ sagte Gritli. Ellen versicherte: „Ich bringe dir morgen die Kinder.“ Und sie begann kleine Vorfälle zu erzählen, die die Unabhängigkeit der Kabinen an den Großvater dartaten.

Der Witwer sonnte sich im Wohlstand der Dinge. Seine ernsthaften, grauen Augen hatten einen tiefen Glanz.

Was aber dieser Tag gezeitigt, das bauten weitere aus. Die Fahrs kamen wieder. Sie hatten nicht länger Ursache, fern zu bleiben. Gritli, wenn sie zu Besuch in die Stadt kam, suchte jederzeit auch sie auf und zwischen ihr und Julia spann sich eine Freundschaft an. Jene kamen aber auch, weil sie erkannten, daß der Leidende ihrer bedurfte. Er wurde nicht fräker; aber er konnte sich nicht er-

holen. Und er hatte kein Verlangen mehr nach der Außenwelt. Er vergrub sich in Bücher und in die Stille. Mit dem alten Müller, seinem einstigen Arbeitsgenossen, der nun im Ruhestand lebte und ihn zuweilen besuchte, sprach er noch etwa von Geschäften; die Leitung dessen aber, was in seinen Kontorräumen unten geschah, lag in fremden Händen. Seine Bekannten, anderswo vergnüglicheren Verkehr findend, blieben allmählich weg. Aber er bedurfte nun ihrer auch nicht mehr. Nicht daß Frau Fahr trotz ihrer weltweisen Art und vielleicht etwas hausbackenen Wohlmeinenheit ihm übermaßen viel bedeutet hätte; aber mit ihr und durch sie kam ja Julia. Mit ihr zuerst, dann manchmal auch allein. Die Mutter bot ihm an, daß die Tochter manchmal Sonntags oder abends ihm vorlesen oder mit ihm eine Schachpartie spielen möge. Anfänglich begleitete sie Julia. Dann fand sie nicht immer Zeit oder war — sie litt an Gicht — durch übles Wetter am Ausgehen verhindert. So begann Julia allein zu kommen.

Schon das erste Alleinsein bahnte ein Verhältnis an, das nicht Hoffnungen wieder aufwiederte, die tot waren, aber jedem von ihnen bewußt werden ließ, daß ihre Seelen in einem tiefen Zusammenhang schwangen.

Es war Sonntag, die Mägde waren fort. Nichts regte sich im Hause. Selbst unten auf der Straße war kein Verkehr; nur zuweilen schallten die Schritte eines Fußgängers zu ihnen heraus. Julia hatte vorgelesen. Und nun kam der Abend über sie.

Julia ließ das Buch sinken; schon zweimal hatte Schwyzer sie gemahnt, sich nicht die Augen zu verderben.

„Sie lesen sehr gut,“ lobte der Witwer.
„Ich liebe den Klang Ihrer Stimme.“

Er sprach das so, als lausche er noch auf das Verhallen ihres Wortes.

Sie antwortete nicht. „Soll ich Licht machen?“ fragte sie besangen.

„Warten Sie noch,“ bat er.

Sie wandte sich ein wenig gegen das Fenster zurück, an dem sie saß. Unten zündete ein Mann mit einer langen Stange eine Gaslaterne an. Ihr aber floß noch ein Rest von Tageshelle um die

anmutigen Schultern; das nicht mehr ganz junge, ruhige Gesicht blieb im Schatten.

„Wie still die Stadt ist,“ sagte sie.

Der Witwer ließ den Blick auf ihr ruhen und achtete nicht auf ihre Worte.

„Es ist merkwürdig, daß Sie nun doch hier bei mir sitzen,“ sagte er.

„Fast wie ein Märchen,“ entgegnete sie.

„Eine Erfüllung, ob auch nicht die erhoffte.“

„Und vielleicht doch am besten so.“

Einen Augenblick lang bebte in beiden etwas, was nach Ausbruch heischte, was noch aus vergangenen Tagen stammte; aber es war, als dämpfte die wachsende Dämmerung ihre Empfindungen.

„Es ist so gut, daß Sie hier sind,“ fuhr Schwyzer fort. „Ich darf nicht daran denken, daß Sie es einmal wieder nicht sein könnten.“

„Sie haben Ihre Kinder.“

„Es gibt etwas, etwas Unerklärliches, was einem das eigene Blut nicht geben kann.“

Sie war aufgestanden und wandte sich ein wenig ab von ihm. „Ich weiß es,“ sprach sie. „Ich habe es gefühlt, wann ich mit meiner Mutter war.“

Wieder rauschte das Blut in ihnen. Und wieder verebbte die Wallung, wie vom Dunkel beruhigt. Die Zeit war vorbei.

„Nun ist es doch zu sehr Nacht geworden,“ sagte Julia. Sie drehte die Lampen auf, ließ die Vorhänge an den Fenstern herunter und fragte nach des Witwers Wünschen für die Abendmahlzeit. Dann begab sie sich in die Küche.

„Damit Sie nicht zu lange zu warten brauchen, wenn Anna zurückkommt,“ erklärte sie im Hinausgehen.

Später deckte sie den Tisch.

Er ließ sie gewähren und folgte ihr nur mit den Blicken, während sie hin und wider ging.

Es schien ihnen, als könne es gar nicht anders sein, als daß das eine sorgte, das andere behagsam dieser Sorge sich überließ. Es stimmte sie so zufrieden, daß sie mit langsamem und gedämpften Stimmen zueinander sprachen, als ob Lärm den Zauber stören könnte.

Als die laute Anna ankam, verabschiedete sich Julia.

Tellerklappern und das Reifen einer scharfen Stimme verkündete dem Zurückgebliebenen, daß wieder Alltag war. Aber er merkte es nicht. Es war etwas Neues in seinem Hause, das nicht unterging mit diesem zu Nacht gewordenen Tage.

Julia Fahr kam wieder und wieder. Sie und ihre Mutter hatten einen neuen Lebenszweck in ihrem Samariteramte, und er wurde ihnen lieber, je mehr sie seine Bedeutung für ihren Pflegling erkannten. Frau Fahr war aber nicht eitel und wußte wohl, daß ihre Nähe dem Invaliden nicht brachte, was die Julias, und sie ließ bald mit Willen die Tochter allein gewähren. Der Zustimmung von Schwyzers Kindern sicher, fragte sie nun nicht mehr nach der Meinung der Welt, nicht nach den sauren Mienen von dessen Hausälterin.

In des Witwerts Zimmern standen Blumen. Julia brachte und pflegte sie. An seinem Fenster hing ein Kanarienvogel und sang in den hellen Tag. Julia hatte ihn hingehängt. An jedem Abend lag ein Buch für sie bereit an seinem Fensterplatz. Und wenn sie gelesen hatte, erwogen sie das Gelesene, ernsthaft, mit Wissbegier, mit Freude am Schönen. Zuweilen begegneten sich Blicke. Zuweilen streifte ein Körper den andern, wehte des einen Atem um des andern Wange oder ruhte selbst eine Hand versonnen oder liebevoll auf der des Genossen. Das war alles ein Besitz, ein Reichtum. Reines wünschte mehr.

Ellen, wenn sie kam und das Verhältnis zwischen den zwei Menschen sah, das ruhige Gleichmaß ihres Wesens atmete, empfand das nicht bis in seine ganze Tiefe. Sie sagte etwa daheim zu ihrem Manne: „Jetzt hat der Vater seinen Willen,“ und fügte bei, daß gegen Julia Fahr nichts einzuwenden sei. Sie fand sich ab mit dem, was war; aber sie erkannte nicht mehr als das Neuerliche daran. Gritli jedoch, bei längeren Besuchen, tat dem Verhältnis der zwei Menschen nicht nur die hellen Augen, sondern das verständige Herz auf. Sie

freute sich nicht an des Vaters Zufriedenheit allein, sondern an diesem Vater selbst, der in keinem Wort, keiner Gebärde etwas hatte, was die Anwesenheit des viel jüngeren, fremden Mädchens in seinem Hause hätte sonderbar erscheinen lassen. Sie sah, daß er wieder Teil am Leben nahm, flug und vornehm, wie er es immer getan, über dieses Leben urteilte, das Julia Fahr ihm von außen hereintrug, wie er dieser mit seinem Rat und seinem Urteil Schutz und Halt gewährte, und empfand froh, daß solchen Schutz und Halt auch sie jederzeit bei ihm finden würde. Sie freute sich aber auch an Julia, wie sie mit wortlosem, natürlichem Takte die Aufgabe durchführte, die sie übernommen. Sie gewann dieses Mädchen lieb, fühlte dessen Liebe für sich erwachen und wuchs als dritte in den stillen Bund hinein, der sich gestaltete. Sie war schuld, daß nach einigen Monaten Julia ihre Stellung aufgab, daß die allzu schartige Anna entlassen wurde und Julia tagsüber das Hauswesen leitete, in dem zwei Mägde die rauhere Arbeit verrichteten.

Herbsttage kamen. Frühe Abende vergoldeten die Hänge, an denen das grüne Gras langsam starb. Fenster leuchteten. Weiße Wolken segelten ruhevoll nach Westen. Abendglocken klangen voll tiefer Harmonie an das Haus des Witwerts. Zuweilen, wenn sie ausschwangen und ihr Ton nur noch ein summendes Echo war, schloß der kleine, gelbe Vogel in seinem Bauer die Augen und zwitscherte kaum hörbar, nur noch als träumte er, als ahnte er an seinem kleinen Orte den verflindenden Erzton nach.

Um diese Stunde saßen Schwyzer, seine Jüngste, und Julia Fahr oft beisammen.

„Karl wird bald einmal heimkommen,“ erzählte der Witwer einmal.

Er wußte nicht, daß Gritli den Sohn gemahnt hatte. Er wußte nicht, daß er seit einer Woche äräcker war, als ihm verraten wurde. Er blickte an den Blumenberg hinauf, über den die Sonne sanft hinglitt wie weiße zärtliche Hände über ein Menschenhaupt. Und sein Blick kam zurück und traf die Frauen. Er sah ihre Hände ineinander liegen. Er atmete tief auf.



Salon 1919.

Eduard Stiefel, Zürich. Mutter.
Im Besitz des Herrn Ruß-Young,
Serrières-Neuchâtel.

Jetzt blitze eine Wolke ins Fenster. Schneeweiss, glänzend wie Seide. Sie zog daher — dahin. Er folgte ihr mit den Augen. Er sah sie weit in die Ferne schwimmen, immer noch sichtbar, immer

noch und immer heller, je ferner sie war, wie ein entschwindender Gedanke, eine im Vergehen doppelt wundersame Hoffnung. Und es war ihm wie ein Abbild dieser seiner letzten wunschlosen Zeit.

Briefe von Betsy Meyer an Elisabeth Nüschenler.

1866—1874.

Mitgeteilt von Karl Emil Hoffmann, Zollikon.

In ihrem schönen Erinnerungsbuch über Conrad Ferdinand Meyer hat Betsy Meyer ihren Bruder so dargestellt wie sein Charakter sich „in den glücklichen Jahren gemeinsamer Existenz“ vor ihren schwesterlichen Blicken erschloß — in den Jahren, die für sein Leben und seine Dichteraufbahn die höchste Bedeutung gewannen, da damals seine ersten selbständigen Werke sich formten. Dieses Bild jener gemeinsamen Existenz mit ihm blieb noch nach Jahrzehntelanger Trennung, die mit der Verheiratung des Dichters (1875) für Betsy eintrat, ungetrübt in ihrem Gedächtnis haften und erhielt in der warmherzigen Darstellung ihrer Erinnerungen (C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester. Berlin 1903) bleibende Gestalt. Mit „frohmütiger“ Wehmut gedachte sie der einstigen gemeinsamen Wanderfahrten, die beide allsommerlich in die stählernen Lüfte des Hochgebirges emporführten, und deren tiefnachhaltiger Einfluß in den Werken und vielen herrlichen Gedichten C. F. Meyers dauernd sich eingrub. Wie in scharfgeschliffenen, durchsichtig klaren Bergkristallen spiegelte sich in jenen Dichtungen C. F. Meyers persönlichstes Erleben und der eigenständig hoheitsvolle Charakter der heimatlichen heroischen Gebirgsnatur wieder.

Noch direkter und unmittelbarer aber als aus den erst vier Jahrzehnten später niedergeschriebenen „Erinnerungen“ tritt uns das gemeinsame Erleben des Geschwisterpaars aus Briefen entgegen, die Betsy Meyer in den Jahren ihres gemeinschaftlichen Wanderns mit dem Bruder (1866 bis 1874) an ihre Freundin Elisabeth Nüschenler, die Schwester seines treuesten Jugendfreundes Conrad Nüschenler (s. „Die Schweiz“, April 1919. S. 191 ff.), gerichtet hat. Sie mel-

den uns von ihren jährlichen Reisen und Sommerstationen in den Bergtälern Graubündens und auf der Höhe des Sankt Gotthard, von ihren Spaziergängen an den malerischen Gestaden des Lagonersees und ihrem Aufenthalt in der traumhaften Lagunenstadt Venedig, wo im Februar 1872 die Dichtung „Engelberg“ abgeschlossen wurde. „Huttens letzte Tage“, „Engelberg“, „Das Amulet“, „Für Je-natsch“, sie alle wurden auf jenen Reisen konzipiert; die dichterische Hauptarbeit an ihnen geschah jedoch erst in den heimatlichen Seedörfern Rüsnacht und Meilen, wo das Geschwisterpaar nah am Seeufer im Ausblick auf die Firne und Schnewände der Hochalpen Wohnung genommen hatte. So empfangen wir durch diese Briefe ein höchst anmutiges, intimes Bild von der Lebensweise der Geschwister und von dem Werden des Dichters.

Die hier erstmals mitgeteilten Briefe bestätigen vollauf das Urteil, das der frühere Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Julius Rodenberg, anlässlich seiner Mitteilung eines Fragmentes und einiger Spätbriefe Betsy Meyers geäußert hat (Literar. Echo, 1. Okt. 1912. S. 1 ff.). Außer einer treuherzigen Fabulierkunst, die mitunter in frauenhafte Weitschweifigkeit ausartet, zeigen diese Briefe „eine ungewöhnliche literarische Begabung“; zeigen aber zugleich die grenzenlose Liebe, mit der die Schwester den Bruder belauschte und umhegte. (Über Betsy Meyer s. auch: Dr. H. Bleuler-Waser, Die Dichterschwester R. Keller und B. Meyer. Zürich 1919.) C. F. Meyers scharf umrissene, plastisch gedrängte Darstellung war Betsy Meyer versagt. Ihre weichere, breiter ausgeführte Schreibweise bildete das weib-